

# Zur Marine.

Von Kapitänleutnant Richard von Stolch.

Mühsam klettert der Posten am Tor der Matrosenkajüte auf und ab. Den ganzen Tag über hat der Himmel ein unfreundliches Gesicht gezeigt, trüb und grau. Raftalt und windig ist der Abend geworden, richtiges „Krieger Wetter“, wie böse Wästerungen behaupten.

Ein paar Seemannsleute mit hochgeschlagenem Manteltragen treten durch den Eingang. Schnellen Schritts, daß das Wasser in den Füßen hoch aufspritzt, eilt der Posten zum Schilberhäuschen und erweist die vorgeschriebene Ehrenbezeugung.

„Keine reine Freude heute“, meint der Jüngere mit einem Seitenblick auf den freierenden Matrosen.

„Benediktener Knabe“, brummt der andere, „sinn dich nachher schlafen legen. Ich muß noch auslaufen bei dem Wetterchen.“

Ueber den aufgeweichten Gergierplatz schreiten beide dem rechten Flügel der Kaserne zu, der seit langen Jahren die Kasinoräumlichkeiten trägt.

Es ist Erwaubend angelagt, da kommt, wer kann.

Bei den wechselnden Kommandos bildet die Crew — der Jahrgang des Dienstes — das äußere Band, das die gleichaltrigen Kameraden umschlingt, gleichgültig, ob sie in der Hofkaserne, am Land oder auf fremder Station ihrem Auser dienen, das nur noch fester hält, wenn der Scherz sich gelichtet hat und die Strenge und Streifen über das Schindeln der Jugend hinweggetragen. Am dem Tage, an dem die Seefahrer zum erstenmal in der Marineküche sich versammeln, wird der Knoten geknüpft. Freut und Leid der Ausbildungszeit, die Härten des Dienstes und die Schönheiten fremder Zonen führen die Herzen zueinander und legen den Grund zu jener Kameradschaft, die bis zum letzten Atemzug die Treue hält.

Einstufige Ordnungen nehmen den Ankommlingen Mantel und Mütze ab. Die Herren sitzen im altheimischen Zimmer, meldet der vielgewandte Kasinomaat.

Stürmisches Hallo empfängt die Eintretenden. Mit kräftigem Handdruck begrüßen sich die Kameraden, von denen mancher nach langer Auslandszeit erst vor kurzem heimgekehrt ist. Da gibt es zu erzählen, daß die Stunden gar rasch enteilten.

Eine wohlthuende Wärme verbreitet der alte Kachelofen, der allen modernen Bestrebungen zum Trotz sich wohlbehaltend in die Zeit der Dampfheizung hinübergerettet hat. Die flauen Rauchwölken der Zigaretten und Zigarren haben sich schon zu jenem nebelartigen Dunst zusammengezogen, den jeder Seemann, schwindeligen Brauch folgend, gegen störenden Damp zu schütten bemüht ist. Jene Atmosphäre schafft die nötige Stimmung und weckt liebe Erinnerungen an die Jahre, da man jung war, an die alten Seefahrer und die Fahrtrichter, da konnten die Seitenfenster auch nicht immer geöffnet werden, wenn draußen der Sturm sein Trübnis sang und die Wogen gegen die Bordwand peitschte! Wie gemütlich war es nach beendeter Woche in dem engen Raum mit den harten Bänken, bei dem spärlichen Schimmer müde brennender Lampen. Damals hatte man sich durch die Not der Zeit an manches gewöhnt, was dem freierenden Menschen unvorstellbar erschienen wußt, und war auch in glücklichen Tagen der alten Gewohnheit treugeblieben.

Die Ordnungen haben vollauf zu tun, allen Wünschen gerecht zu werden. Eine staltliche Kunde hat sich nach und nach gebildet, kraftvoll gebrungene Gestalten, das Antlitz wettergegrünt. In die glattrasierten oder von kurzem Vollbart umrahmten Gesichter hat der verantwortungsvolle Dienst auf Schiff und Boot seine Linien und Schläfen und Mundwinkel gezeichnet. Erster Männerredde folgt frühliches Scherzwort. Die Bilder vor der Zeit heimgegangener oder auf dem Felde der Ehre gefallener Kameraden bilden von den Wänden herab.

Nach den Tagesfragen ist auch die auswärtige Politik genügend gewürdigt. Da ist kaum ein Land, von dem nicht jemand aus eigener Anschauung zu berichten weiß; einer erzählt gar von Durazzo und dem wilden Bergdolk der Albanier, kennt auch das Schloß des Fürsten an der blauen Adria. Nun geben die Gedanken zurück und holen alte Bilder aus der Vergangenheit herbei von gemeinsamen Fahrten nach fernen Ländern, von weglösem Uerwald, schweigender Tropenpracht, ruhelosen Felsenhöfen, treibenden Eisbergen, feuerpeinenden Kratern und glutäugigen Schönen. Und che man's merkt, ist man wieder in jener Zeit, die keine Sorge kannte, im kurzen Jächchen, an langen Standern den Dolk zur Seite.

Wogende See, wogender Mut. Du meine Königin, tiefblaue Flut. Stolz ist die Erde, sie ist dein Thron, blinkender Schaum deine Königskron'

Königszeit ist die unendliche Höh'. — Herrliche Heimat, du wogende See.“

Das alte, unerhöfliche Thema! — Dem hing damals nicht der Himmel voller Beigen, wenn schlag das Herz nicht höher bei dem berausenden Gedanken, dem Schulzogen entzonnen zu sein und dem Drill des Kadettentorps? In rofigen Farben lachte und lodte die christliche Seefahrt.

Es ist wieder spät geworden. Als die letzten Gäste sich zum Heimweg rüsten, hat der Zeiger der Uhr die mitternächliche Stunde überschritten. Das Wetter hat aufgelart. Durch dunkle Wolkenfenster schaut der Mond nieder auf Stadt und Land.

Am Ende der Feldstraße verabschiedet sich Kapitänleutnant Sch... von den Kameraden und schlägt den Weg zur Altsiedelung ein. Dort horrt seit einigen Minuten ein Torpedobootsding des Kommandanten. Der Bootsgast leuchtet dem Einsteigenden mit der Laterne.

„An Bord!“

Kräftig legt sich der Mann in die Riemen.

An der Torpedobootsmole herrscht trotz der späteren Nachtstunden ein reges Leben. Die Schulklotille liegt unter Dampf, um noch vor Morgengrauen das feindliche Geschwader durch plötzlichen Angriff zu überfallen. An einem der schwarzen, qualmenden Langtöpfe geht das Ding längs. Der Wachhabende empfängt den Vorgelegten und meldet seelbar. Während das Beiboot eingeseht wird, verkauft der Kommandant Mantel, Mütze und Rod mit dem fumerproben Mädchen, das im Lauf der Zeit durch Del und Ruch die ursprüngliche Farbe verloren hat, dafür aber warm und wasserdicht geworden ist.

Vom Führerboot kommt Befehl zum Auslaufen. Ein Pfiff mit der Batteriepeife — die Leinen werden losgeworfen. Halbblaue Ruder- und Maschinenkommandos — ein dunkler Schatten nach dem anderen löst sich von der Mole los und gleitet in die Nacht hinaus.

Hinter Friedrichsort übergibt der Kommandant dem jüngeren Offizier die Führung. An das Brüdenteid geleht, schaut er in die vorübergehende Flut. Wie so oft auf einsamer Nacht wandern die Gedanken rückwärts. Der Abend im Kasino ist schuld daran, daß die alten Bilder nicht weichen wollen, Bilder jener glücklichen Zeit, die nicht Sorge und Verantwortung kannte. Wie hatten die Kameraden im Kadettentorps damals seinen Mut bewundert, als er entgegen geheimer Ueberlieferung den Dornenweg des Seemanns beschreiten wollte. Wie hatten treue Freunde sich bemüht, ihn von seinen „wahnwitzigen“ Plänen zu heilen. Die Marine war ja noch klein; was konnten sie wissen von der werdenden Seemacht, fern der Küste, im guten Bayernland!

Ein staltliches Gebäude, abseits von dem Betriebe der Hauptstadt, liegt traumberberen in dem stillen Park. Da läutet die Glode. Die Treppen hinunter stürzt es ins Freie. Auf den tiefergehenden Wegen tummeln sich die Kadetten, schneeballend oder rodelnd. Er sah dem bunten Treiben zu, ein Primaner, seiner Würde bewußt. Von irgendwo hörte er seinen Namen rufen. Es war der Pförtner, der ihn suchte und ihm den Befehl überbrachte, sich bei dem Kommandeur zu melden. Ihm wurde doch bekommen zumute; ein Kadett hat ja nie ein ganz reines Gewissen.

Wenige Minuten später stand er klopfenden Herzens im Zimmer des Allgewaltigen. Der Oberst schien seinen Eintritt nicht bemerkt zu haben; er blätterte noch ein Weichen — ihm wollte es eine Ewigkeit scheinen — in der viden Altemappe. Da fährt der Schreibstift polternd zurück, terjengeroder richtet sich der Gestreke empor, zieht den Rod straff, streicht mit beiden Händen den martialischen Schnurbart und bligt den vor ihm Stehenden mit durchbohenden Blicken an.

„Auf die Anfrage, bei welchem Truppenteil Sie eintreten wollten, sollen Sie erklärt haben. Sie wollten zur Marine. Stimmt das?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Der Oberst rang nach Atem. „Das ist unerhöflich! Wie kommen Sie als königlicher Bayerischer Kadett, nach mühsamer Erziehung in bayerischen Kadettentorps, auf den Gedanken, zur preußischen Marine zu gehen? Bilden Sie sich etwa ein, tagu habe der Staat sein Geld gegeben?“

See. Jede Fider gespannt, stehen die Maate an den Rohren, jeden Augenblick bereit, den furchtbaren Torpedo gegen den Feind zu entsenden.

Ob jetzt der alte Herr seinem Zögling wohl verzeihen würde?

## Gesagt.

Von Eva Trobin.

Heulend brauste der Wind durch die Nacht und ritz das Gewölk am finstern Himmel in Fegen, so daß jäh der Mond hervorbrach und mit sahem Schein die weite russische Ebene beleuchtete. Schwiegend schoben sich wie triebende Schlangen endlose Munitionskolonnen auf dem schlechten polnischen Weg entlang, mude Pferde leuchten im Sande, kräftige Hände griffen in die Speichen, wenn die Räder im grundlosen Schmutz stecken blieben. Zwei Stunden waren es noch bis zum Quartier, einem elenden, polnischen Dorfe, in dem Mann und Rod nach dem anstrengenden Marsch kurze Stunden der Ruhe finden sollten.

An der Spitze der Abteilung ritt der Kommandeur, ein weißhaariger Major mit jungen braunen Augen, ihm zur Seite sein junger Adjutant. Fröstelnd wickelten sie sich fetter in die Mäntel, ohne hindern zu können, daß der eilige Wind sie bis ins Mark erkaltete; stumm ritten sie nebeneinander her, hoben plötzlich im selben Augenblick den Kopf und lauschten auf den rasch näher kommenden Aufschlag eines galoppierenden Pferdes. Im Mondlicht tauchte nach einigen Sekunden ein dunkler Schatten auf, mit verhängten Zügeln sprengte ein Ordonnanzoffizier heran, verhielt sein Pferd und meldete dem Kommandeur: „Befehl, bis auf weiteres zu halten, da in der Front Kosaken gemeldet sind und das Vorland erst von einem Schützenbataillon gesäubert werden muß.“ Der Major warf einen sorgenvollen Blick zurück auf seine Kolonnen; hier, auf freiem Felde halten, bei der bitteren Kälte, hungert, durchstrotzen, — es war hart. Aber nichts zu machen. Er erteilte Befehl, zu halten, winkte seinem Burschen, sprang vom Pferd und schlug die Arme übereinander, um sich zu erwärmen. Schon nach zehn Minuten prasselte auf dem Feld neben der Straße ein lustiges Feuer. Wo die Mannschaften das Holz herhatten, ahnte kein Mensch, aber seit die wüthenden, fladernden Flammen ließe, hatten sie bei jeder Raft mit verblüffender Schnelligkeit ein Feuer entzündet und schlepten alsbald ein paar Sitzgelegenheiten herbei.

Auch heute sahen die Herren bald an der knisternden Glut, der Bursche brachte sogar eine Blechtafel mit dampfendem Tee.

„Wo hast du denn das aufgetrieben?“ fragte der Major verwundert.

„Hob' ich mitgenommen, werd' ich doch sorgen für meinen Herrn Major“, grinst der Bursche.

„Bist ein fitzer Kerl, das wird schmeden.“ Der Kommandeur nickte dem Burschen freundlich zu, nahm mit Behagen einige Schlucke des heißen Getränkes und reichte das Gefäß seinem Adjutanten hin. „Trinken Sie, das wird Ihnen gut tun. Sie sind heute gar nicht bei Stimmung, lieber Freund. Fehlt Ihnen etwas?“

„Oh nein, Herr Major, mir fehlt nichts, bestimmt nicht.“ stammelte der junge Oberleutnant und fuhr mit einer raschen Bewegung mit der Hand an den Kragen seiner Husaren-attila, als beange ihn etwas.

Dann sahen sie wieder schweigend. Das silberne Licht des Mondes mischte sich mit dem roten Schein des flackernden Feuers und hüllte die beiden Männer in magische Beleuchtung. Auf der Straße sah man die Umrisse der Wagen und Pferde, sah die hin- und hergehenden Leute, sah die jagenden Wolken den Mond verdecken und das Bild im Dunkel verschwanden.

„Vielleicht erparrt uns Post im Quartier“, unterbrach der Major das Schweigen, „drei Wochen haben wir nichts gehört; wüßte wohl gern was von meinen beiden Söhnen im Feld, von Frau und Entkindern. Und Sie, Sie sehnen sich nach einem Wort von Ihrer Frau!“

„Ich weiß nicht, ob ich eins verfinde“, sagte der Adjutant mit geprüelter Stimme; „meine Frau ist Engländerin und, und —“

Er schwieg.

„Das wüßte ich nicht, das ist eine schwere Sache jetzt; nun verstehe ich, daß Sie nicht immer fröhlich sind. Haben Sie Kinder?“

„Nein, Herr Major, noch nicht; aber meine Frau erwartet ein Kind, vielleicht ist es schon zur Welt gekommen, ich weiß es nicht, werde es nicht erfahren.“

„Nicht erfahren?“

zur Erholung nach Eastbourne, dort habe ich meine Frau kennen gelernt. Ich will Sie nicht mit der Borge-schichte aufhalten. Wir gewannen uns lieb und haben bald geheiratet. Glückstrahlend folgte sie mir in meine rheinische Heimatstadt; es mag ihr nicht immer leicht geworden sein, sich in deutsche Verhältnisse zu finden, sie hat oft versucht, englische Gebräuche bei uns einzuführen, in kleinen Dingen habe ich ihr nachgegeben, vielleicht zu leicht; ich hielt es nicht für wichtig. Im Juli fuhr ich nach England zu ihren Eltern, sie wollte sie gern noch einmal sehen, bevor sie, des Kindes wegen, reisunfähig würde, der Arzt hatte nichts dagegen. Bei den ersten Anzeichen des nahenden Krieges wollte ich abreisen. Da weigerte sich meine Frau, mitzugehen. Sie verstand nicht, daß ich als Kaufmann in den Krieg ziehen würde, wollte mich halten, weinte, bat. Sie war im Anfang vollständig davon überzeugt, daß sie mich zurückhalten könne, dann, als sie verstand, kam der Trost. „Du kannst gehen, ich bleibe hier“, erklärte sie. „Ich habe sie nicht umstimmen können, wurde heftig und verbarb damit alles.“ „Du bist meine Frau, bist durch mich eine Deutsche geworden.“ schrie ich ihr zu. Da hat sie mich kühl und erstant angesehen und mir erwidert: „Oh no, I am English, and my son shall be an English boy, I shall call him Harry.“ — So hab' ich abreisen müssen, Herr Major, machtlos muß ich gesehen lassen, daß mein Kind auf englischem Boden geboren wird, daß es einen englischen Namen trägt. Der junge Offizier sprang auf, halte die Hände. „Ich habe ihr geschrieben, daß meine Frau und mein Kind deutsch sein müssen, daß ich sonst keine Frau mehr habe“, stieß er tief erregt hervor. „Vier Monate dauert der Krieg, ich habe nie ein Wort von ihr gehört, meinen Eltern hat sie nicht geschrieben und in diesen Tagen — in diesen Tagen kommt das Kind zur Welt.“

„Armer, junger Freund“, sagte der Major leise. „Sie dürfen den Mut nicht verlieren; sie wird zurückkommen, ihre Liebe wird siegen.“

Hoffnungslos schüttelte der Adjutant den Kopf. Und dann sahen die beiden wieder schweigend am verlöschenden Feuer, umspielt von den zuckenden Schatten der flundernden Flammen, die von rasenden Windstößen angefaßt, noch einmal emporlohten. Bevor die letzte Glut erlaltet war, kam der Befehl zum Vorrückten.

Nach zwei Stunden mühsamen Marschierens erreichten die müden Truppen ihre Quartiere, und nach einer weiteren Stunde der Arbeit saß der Major in einer räumlichen Stube an einem alten, gebrechlichen Tisch und las mit leuchtenden Augen seine Post, die ihm erzählte von seiner Frau und seinen Entkindern, von seinen zwei Söhnen im Feld; er las, bis ihm ein schluchgender Laut aufstiegen ließ. Am Fenster stand sein junger Adjutant, hielt ein zerknittertes Telegramm in der Hand und die hellen Tränen liefen ihm übers Gesicht. Erstreckt sprang er auf; da reichte der Offizier ihm das Blatt hin, und er las: „Am Rhein ist Dein Junge geboren, und er heißt Hans. Weil ich Dich lieb habe. Mary.“

## Die flieger.

Eine Kriegsgeschichte von Eva Marie Stolch, (Nk.).

Nun sind die Flüchtlinge in ihr armes ophreuchliches Dorf zurückgekehrt. Da findet mancher sein Heim nicht mehr. Ausgebrannte Mauern, schwarzer Brandschutt deuten die Stelle an, wo einst ein blühendes Anwesen stand. Und wo die Häuser selbst noch heil geblieben, da steht es doch in den Wohnungen traurig aus. Raum ein Stück Vieh ist in den Ställen zu finden. Not und Mangel helfen einander, so gut sie können. Wer noch ein wenig von seinem Gut vorband, teilt es mit dem, der ganz arm wurde.

Bei alledem ist der Mut der Leute nicht gebrochen. Rein — hell sind die Augen, und freudig rufen sie einander zu: „Gott sei gelobt — die Russen sind nun doch fort. Und er wird sie nicht wieder hereinlassen, unser Befreier, unser Hinderburg. Also mögen wir getrost darangehen, unsere Heimstätten neu aufzurichten.“

Es gehen daran — sie paden das Weert fröhlich an. Und eines noch macht, besonders die Augen dieser Dörfler klar: daß wenigstens keiner von ihnen das Leben verlor. Sie sind alle mit heiler Haut davongelommen. Freilich, einmal haben sie auf der Flucht in arger Gefahr geschwebt. Wenn da nicht der kleine Schulzensohn mit seinen elf Jahren den geschickten Einsatz gehabt hätte — wer weiß, wieviele von ihnen heut noch lebten, wenn man hat ja graufige Geschichten vernommen.

Man hat erzählen hören, daß arme Deutsche noch auf der Flucht den Russen in die Hände fielen — und da bekam mancher unglückliche Dörfler die blaue Bohne in die Brust. Der Einsatz des Schulzensohns war geschick, gewiß, und doch wieder so einfach. Aber Mut hatte der Kleine

Kerl. Wenn die braven Dorfbewohner tagsüber schwer geschuft haben, wenn sie dann abends werk'nde Eier und dort sich versammelten zu einer Feiertagsfeier, dann ederte sie noch oft von ihrer Flucht, und was sich da ereignete.

Ganz plötzlich hatte man damals das Dorf verlassen müssen. Ein berittener Gendarm war in den Ort gesprungen, am hellen Morgen, hatte gerufen: „Fort, ihr Leute, fort! Die Russen sind in den Wäldern. Dort nach Westen müßt ihr hinüberlaufen — da kommt ihr vielleicht noch durch.“

Das war eine Aufregung und eine Eile. Der eine wollte noch sein Pferd anspannen, der andere die Kuh mit treiben. Schließlich liefen die meisten zu Fuß, nur ein ganz kleines Büchel in der Faust. Zum Anspannen war keiner mehr gekommen, einige aber waren auf ihre Aderhose gesprungen und hoben die Frauen und die Kinder zu sich hinauf. Und so ritten sie davon, von den zu Fuß Flüchtenden gesolt.

Nach Westen ging der traurige Zug, vorhin, wo durch den tiefen dunklen Tannenforst sich der einsame, ausgefahrene Sandweg schlängelt. Bald war das Holz erreicht, und man zog hin zwischen den schweigenden Stämmen. Alles war still, ganz still. Nur das Wispelmeer rauschte leise, verschlafen.

„Es scheinen hier wirklich keine Russen zu sein“, meinte der Schulze, der an der Spitze des Zuges ritt, seine beiden Kleinsten vor sich auf dem Pferd. „Aber wir müssen doch ganz ruhig bleiben, man kann nicht wissen —.“ Er sprach selbst nur gedämpft.

Seine Vorsicht war am Plage. Als man wieder einmal hinhergeht in den Forst, vernahm man Geräusche. Wahrscheinlich, Menschenstimmen. Ein dumpfes Murmeln klang es — auch Klirren. Dies Klirren — entschuldigt — das tonnte nur von Woffen sein.

Rufen!

„Weiter — so schnell wie möglich — aber ganz leise!“ gebot der Schulze flüsternd. Sie nickten und taten, wie er gefagt. Sie bissen die Zähne zusammen, keiner sprach ein Wort. Fester hielten die Frauen die Händchen ihrer stumm dahingehenden Kinder.

Sogar die Kinder begriffen, was not tat, und weinten nicht. Ein Gluck war, daß der Weg so tiefen Sand aufwies. Da vernahm man nicht die Tritte der Pferde.

Aber dann — dann — da lag etwas voraus am Wege, halb gegen einen Baumstamm geleht — ein Mensch — ein Mann in graugrünem Rod, das Gewehr im Arm — ein russischer Soldat.

Die Mittagssonne brütete über dem Walde und fiel breit und heiß auf den Waldweg. Diese Mittagssonne hatte den Russen müde gemacht — er hatte die Augen geschlossen — der Kopf war etwas nach vorn gesunken. Und als die Flüchtlinge wie gebannt am Plage verharreten, da vernahm sie seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge.

„Ein Posten“, murmelte der Schulze, kaum hörbar, „aber er schläft. Leise — ganz leise vorbei!“ Aber es kam nicht dazu; sie mußten noch stehenbleiben, denn da hob der Russe gerade die Hand — hieb in der Gegend seiner Nase durch die Luft — schr — da schwirrte es um ihn — ein kleiner Fliegenschwarm hatte sich sein Gesicht als Zummelplatz erwählt.

„O Gott — o Gott —“ hauchte die Schulgin matt, „nun werden ihn die Fliegen gerade auf — und dann — und dann — alarmiert er das Ruffenlager im Wald —.“ Niemand vernahm die ganz schwach geflüsterten Worte, nur ihr Aeltester, der neben ihr stand.

„Waha!“ Wieder hieb der Russe bei seiner Nase in die Luft hinein, darberuckte er ein Häfchen hoch und krummte etwas. Halb war er schon wach.

Im nächsten Augenblick rief der Schulzensohn einen großen Farnbusch am Wegeande aus, lief lautlos vorwärts — dann stand er auch schon neben dem Russen und — fächelte ihm die Fliegen fort.

Und er fächelte mit der rechten Hand, zugleich aber winkte er mit der Linken seinen Leuten heftig zu. Das hieß ganz deutlich: „Vorbei — schnell vorbei — ich sorge, daß er nicht aufmacht.“

Sie begriffen. — Und während der Bus dem russischen Posten die Fliegen verjagte, schlüpfen sie sich vorüber. Auch die Mutter ging mit, so sehr ihr Herz um den Aeltesten vor Angst auch pochte. Der Brave und ihr Mann, des Anabens Vater — alle verstanden, daß es hier kein Ueberlegen gab.

## Der Trommler.

Von Fritz Müller.

Neben mir, so hat mir ein Verwundeter erzählt, lag im Lazarett ein Trommler. „Wo hat es dich erwischt, Kamerad?“ frag er ihn.

Die Augen in seinem kaltweigen Gesicht schauten mich erst eine Weile an, bevor er mertwürdig tonlos antwortete:

„Wo es mich erwischt hat? An der Trommel, Kamerad — kaputt ist sie, durchlöchert und zerfetzt.“

„Die Trommel ist zu reparieren. Aber dir, wo fehlt es dir?“

„Untern Hals ein bißchen, glaub ich. Wird bald vorüber sein, denk ich. Dann kann ich wieder raus. Wieder trommeln, Kamerad, trommeln.“

„Was sagt der Doktor?“

„Was Lateinisches, hab's nicht verstanden.“

Immer tonloser ist die Stimme geworden, immer glänzender die Augen. Ich will eben eine Antwort geben, da seh ich an der Tür den Doktor im Weinen. Er zieht die Augenbraunen hoch, sieht zu mir her und legt heftig den Finger auf den Mund.

Ich begreife. Mein Nebenmann soll nicht sprechen. Ich begreive mich also und summe irgend eine Melodie vor mich hin, die mir gerade einfällt. „Was summst du da?“ kommt's vom Bette drüben.

„Nichts Besonderes. Ich summe lieber, anstatt ich rede. Die Zeit vergeht besser so.“

Der andere schweigt und starrt ins Leere. Seine Hände liegen auf der Bede.

Wie ich nach einer Weile wieder hinüberblicke, sehe ich seine Augen halb geschlossen. Die Hände auf der Bede machen ein paar unwillkürliche Bewegungen. Wenn's eine Frau gewesen wäre, hätte ich gesagt, sie strickt im Halbschlaf. Bei ihm war's trommeln.

Jetzt ist er ganz eingeschlafen. Außer ich seine Atemzüge geben. Nur alle fünf oder sechs Jüge raselt es ein wenig, als gälte es ein Hindernis zu nehmen.

Jetzt kommt der Doktor zu mir. Er unterucht mich. Er ist mit mir zufrieden. Bevor er fortgeht, mache ich eine fragende Bewegung zu meinem Nachbar hinüber.

„Zwei Lungenschüsse“, sagt der Doktor leise.

„Gefährlich?“ frage ich ebenso.

Er zukt langsam mit den Achseln, will etwas sagen, seht ab, schweigt, geht weiter. Auf einmal kehrt er wieder um und neigt sich zu mir herunter:

„Sie müssen ihn trösten, Hoffnung machen, verstehen Sie.“

Am andern Tage sah der Doktor drüben an seinem Bette. Neben ihm stand die Schwester.

„Haben sie einen Wunsch?“

„Ich möchte wissen, ob meine Trommel wieder in Ordnung gemacht werden kann.“

„Selbstverständlich.“

„Und wann, Herr Doktor, kann ich wieder — wieder —?“ Seine Finger trommeln auf der Bede.

„Bald.“

„Nächste Woche, Herr Doktor?“

„hm, woll'n mal sehen.“

„Der übermorgen schon, Herr Doktor?“

„Vielleicht“, sagt der Doktor fest und geht zu einem andern Bette.

Am Abend dieses Tages war meines Nachbarn Geist munterer als je.

„Ich fühle mich viel besser“, flüsterte er mir herüber.

„Das ist recht, Kamerad.“

„Wenn sie mich nur mal loschnalieren täten, man kann sich ja gar nicht rühren.“

„Besser ist besser, Kamerad.“

„Na, bis morgen halt ich's schon noch aus.“ Wieder trommeln seine Finger.

Und am nächsten Morgen kann er nur mehr hauchen. Nun muß er's aber selber merken, denk ich.

„Die verdammte Ertötung“, flüstert er. Aber da kommt der Doktor schon.

„Herr Doktor, Sie sagten gestern, übermorgen könnt ich wieder — Sie wissen schon. Aber vielleicht geht's heute schon. Ich fühle mich leicht, ganz leicht, Herr Doktor.“

Ich hörte nachher, daß dies Leichtfühlen bei den Lungenschüssen das Ende wäre.

„Nein“, sagt der Doktor heiter, „heute noch nicht.“

„Aber morgen sicher, Herr Doktor, ich sterbe sonst vor Langeweile.“ Seine Finger trommeln ungeduldig.

Prüfend geht des Doktors Auge über das eingefallene Gesicht.

„Ja“, sagt er, „morgen.“ Man sieht, eine große Freude zittert durch das Bett.

Es war die letzte Freude. Als ich am andern Morgen erwachte, lag er tot da. Nur seine Finger schienen noch zu leben. Loder und halb aufgestellt lagen sie über die Bede. Unschätzbare Trommelschlägel steckten dazwischen.